

AIMEE AGRESTI  
Das Dunkel der Seele  
Die Erleuchtete



GOLDMANN

Lesen erleben

## *Buch*

Haven Terra wurde als Fünfjährige halbtot und ohne Erinnerungen am Straßenrand aufgefunden und in ein Krankenhaus eingeliefert. Mittlerweile führt die hübsche, überdurchschnittlich begabte Haven ein behütetes Teenagerleben bei ihrer Adoptivmutter Joan und verschwendet keinen Gedanken mehr an ihr früheres Leben. Bis sie kurz vor dem Schulabschluss steht und wegen ihrer herausragenden Leistungen ein ganz besonderes Stipendium gewinnt: Zusammen mit ihrem besten Freund Dante tritt sie in einem luxuriösen Hotel in Chicago ein Praktikum an. Dort soll sie einer glamourösen Crew junger, ehrgeiziger Geschäftsleute dabei helfen, das altehrwürdige Haus wiederzueröffnen. Haven ist begeistert und verfällt sofort dem Charme ihrer außergewöhnlichen Chefin – und vor allem deren atemberaubendem Assistenten Lucian. Doch bald wird ihr klar, dass hinter der glitzernden Fassade von Ruhm, Luxus und Reichtum ein böses, teuflisches Spiel vor sich geht, bei dem nicht nur sie selbst in Gefahr ist, ihr Herz und ihre Seele zu verlieren ...

## *Autorin*

Aimee Agresti ist Journalistin und Autorin. Sie schreibt regelmäßig für *US Weekly* und führte bereits zahlreiche Interviews mit verschiedenen Berühmtheiten. Zudem erscheinen ihre Beiträge in *People*, der *Washington Post*, *Mademoiselle* und dem *New York Observer*. *Das Dunkel der Seele* ist ihr Debüt, momentan schreibt sie am zweiten Band der Serie um Haven Terra. Aimee Agresti lebt in Washington, D.C. Mehr zur Autorin und ihren Büchern unter [www.aimee-agresti.com](http://www.aimee-agresti.com).

Aimee Agresti

Das Dunkel  
der Seele

Die Erleuchtete

Band 1

Roman

Aus dem Amerikanischen  
von Sonja Hagemann

GOLDMANN

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2012  
unter dem Titel »Illuminate« bei Harcourt, an imprint of  
Houghton Mifflin Harcourt Publishing Company, New York.

Das Oscar Wilde-Zitat auf S. 7 ist der deutschen Übersetzung von Hedwig  
Lachmann und Gustav Landauer entnommen, Leipzig 1909.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich



Verlagsgruppe Random House fsc® N001967  
Das fsc®-zertifizierte Papier *Super Snowbright* für dieses Buch  
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe Juni 2013

Copyright © 2012 by Aimee Agresti

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013 by

Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Redaktion: Waltraud Horbas

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München,

nach einem Entwurf von Elizabeth Tardiff

Umschlagmotiv: © 2012 by Thalicer Entertainment

Hand-Lettering: © 2012 by Leah Palmer Preiss

Umschlag Innenseiten: Hintergrund, Flügel, Rahmen:

Übernahme vom engl. Original, Harcourt Verlag  
(Elizabeth Tardiff, Thalicer Entertainment; Leah Palmer Preiss);

Rahmen+Feuer: FinePic® München

Th · Herstellung: Str.

Satz: DTP Service Apel, Hannover

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-47754-8

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



FÜR BRIAN



Die Seele ist eine furchtbare Wirklichkeit.  
Sie kann gekauft werden und verkauft und getauscht.  
Sie kann vergiftet werden, sie kann vollkommen  
gemacht werden.  
In jedem von uns lebt eine Seele, ich weiß es.

Oscar Wilde: *Das Bildnis des Dorian Gray*



# TEIL EINS





# ❧ 1 ❧

## EINE EINMALIGE CHANCE

**B**is zu diesem Zeitpunkt war der Englischunterricht ohne nennenswerte Zwischenfälle verlaufen. Wir lasen gerade *Das Bildnis des Dorian Gray*. Mrs Harris hatte es sich mit ihrem ausladenden Hintern auf der Kante des angeschlagenen hölzernen Pults gemütlich gemacht und suchte in den Augen ihrer Schüler nach einem Aufflackern von Verständnis oder zumindest Interesse, blickte aber nur in ratlose Gesichter. Ich rutschte auf meinem Stuhl weiter nach hinten und versteckte mich hinter meinen dünnen langen Haaren, die von der schmutzigen-klammen Winterkälte noch ganz feucht waren. Auf aktive Teilnahme am Unterricht hatte ich noch nie viel Wert gelegt. Ich hätte zwar meistens etwas beitragen können, erregte aber ungerne Aufmerksamkeit. Jede richtige Antwort würde meinen Ruf als Bücherwurm und Außenseiterin nämlich noch untermauern, jede falsche bewies nur, dass ich selbst als Streberin eine Niete war. Egal, wie ich es anstellte, ich machte es falsch, also las ich lieber im Buch weiter, blendete Mrs Harris aus und sah nur gelegentlich zur Uhr über der Tafel oder zu den Fenstern hinüber, vor denen sich an diesem eisigen Januartag ein aufgewühlter, kalkweißer Himmel zeigte. Evanston, Illinois. So würde die Tundra rund um Chicago bis April aussehen, aber das störte mich eigentlich kaum. Wer sich einem so wütend peitschenden Wind stellen muss, fühlt sich nämlich automa-

tisch stärker, selbst wenn er sich wie ich leicht herumschubsen ließ.

»Kommen wir also auf die Eigenschaften von Gut und Böse sowie den Hedonismus zu sprechen«, leierte Mrs Harris weiter ihren Text herunter.

Dieses Stichwort ließ mich automatisch zu Jason Abington rübersehen. Der Basketballer mit dem kurz geschorenen Schopf trug sein Trikot mit der Nummer Neun, um für das große Spiel am Wochenende zu werben. Er knabberte gerade an der Kappe eines blauen Kugelschreibers herum – *meines* blauen Kulis. Plötzlich hatte ich Schmetterlinge im Bauch. Und aus genau diesem Grund quoll die Außentasche meines Rucksacks auch immer vor Kugelschreibern über, die ich mir hoffnungsvoll in rauen Mengen zugelegt hatte. Offenbar brachte Jason nie selbst was zum Schreiben mit, und nachdem er sich vor Wochen mal einen Stift von mir geliehen hatte, war es wieder und wieder passiert, bis ich zu seinem offiziellen Kugelschreiberlieferanten avanciert war. Am Tisch neben ihm schwang eine blonde Kreatur – *seine* blonde Kreatur – namens Courtney ihre aufregende Lockenstabmähne nach hinten. Auf so etwas waren Jungen wie Jason gepolt. Ich hatte mit Courtney nichts gemein und konnte mir auch nicht vorstellen, jemals wie sie zu werden, trotz der ach so wundersamen Wandlung, die man doch angeblich in der Highschoolzeit durchmachte. Bei mir waren die Veränderungen noch in vollem Gange, es gab aber keinerlei Anzeichen dafür, dass das Endprodukt jemals einer Courtney gleichen würde.

Inzwischen achtete ich überhaupt nicht mehr auf Harris' Unterricht, bis mich schließlich ihre Stimme aus meinen Träumen riss: »Miss Terra? Haven? Hören Sie mir überhaupt zu?«

Eigentlich nicht. Ich klaubte die Bruchstücke zusammen, die ich von ihrem Vortrag mitbekommen hatte, überlegte, was sie mich wohl gefragt haben konnte, und fabrizierte dann eine

Antwort, die schon irgendwie passen würde. »Äh, Dorian und Lord Henry lassen sich von ihren Gefühlen leiten und tun, wonach ihnen der Sinn steht, ohne Rücksicht auf mögliche Konsequenzen oder, äh, moralische Bedenken?«, schlug ich vor und spürte, wie sich auf meiner Stirn Schweißtröpfchen bildeten. Jason drehte sich ein wenig in meine Richtung um, und jetzt konnte ich auch die Blicke anderer Mitschüler spüren.

»Danke, wunderbar.« In der Hand hielt Mrs Harris einen Zettel, den ihr eine gelangweilte, Kaugummi kauende Schülerin aus der Abschlussklasse überreicht hatte, die gerade schon wieder den Raum verließ. »Aber Sie werden im Büro der Schulleitung erwartet.«

Meine Klassenkameraden ließen ein leises »Oooh« vernehmen, ich packte die Bücher zusammen und schulterte meinen Rucksack. Als ich mich durch den Gang zwängte und an Jason vorbeikam, sah der kurz auf. Mit völlig ausdrucksloser Miene kaute er immer noch an meinem Stift herum.

Ich ging jetzt bereits seit zweieinhalb Jahren auf die Highschool, war aber noch nie ins Büro von Rektorin Tollman zitiert worden – ich gehörte einfach nicht zu dieser Sorte Mädchen. Also fragte ich mich wirklich, was da los war. Meine Schritte hallten in den Gängen wider, und aus den Klassenzimmern, an denen ich vorbeikam, erklang unterdrücktes Gemurmel. In Gedanken spielte ich die Möglichkeiten durch: Ging es um Joan? War ihr vielleicht etwas zugestoßen? Typisch, ich rechnete eben immer mit dem Schlimmsten. Was in meinem Fall aber gerechtfertigt war.

Immerhin hatte man mich im Alter von etwa fünf Jahren mitten im Winter in einem schlammigen Graben irgendwo in der Nähe des Lake Shore Drive gefunden. Eine kleine Miss X, die kaum noch atmete und keinerlei Erinnerungen an die Zeit vor dieser Nacht hatte, nach der niemand suchte. Die liebevolle Krankenschwester aus der Klinik hatte mich bei sich auf-

genommen, mir Kleidung und Essen, ein Zuhause und einen Namen gegeben. Wenn man so etwas erlebt hat, dann ist diese Grundsorge mehr als nur ein Reflex, sie wird zur zweiten Natur, die das tägliche Leben überschattet und jedes Mal erdrückend wird, wenn jemand spät nach Hause kommt oder nicht anruft, obwohl er es eigentlich versprochen hatte.

»Miss Terra, nehmen Sie doch bitte Platz«, bat Rektorin Tollman und sah mich über ihre randlose Lesebrille hinweg an, als sie mich in ihrer Bürotür stehen sah. Sie richtete sich in ihrem Stuhl auf. »Offensichtlich sind hier wohl Glückwünsche angebracht.« Unwillkürlich riss ich die Augen auf. »Man hat uns gerade mitgeteilt, dass Sie und zwei Ihrer Mitschüler aus der elften Klasse das Stipendium des Kultusministeriums Illinois für künftige Führungskräfte bekommen haben.«

Ich brauchte etwas länger, bis diese Information bei mir angekommen war.

»Oh, wow. Das ist toll, danke«, brachte ich zurückhaltender hervor, als Tollman vermutlich erwartet hatte, aber die Neuigkeiten verwirrten mich. In Gedanken ging ich alles durch, wofür ich mich im Verlauf des letzten Jahres beworben und eingeschrieben hatte. Da gab es so viel, jedes einzelne Angebot, durch das ich an etwas Extrageld fürs College kommen oder ein Stipendium für eine meiner Traumunis ergattern konnte. Praktika, Stipendien, Essaywettbewerbe – in meinem Posteingang herrschte stets reger Andrang. So viele Anmeldungen und Abgabetermine, so viel Hoffnung, und trotzdem klingelte bei mir gerade gar nichts.

Die Schulleiterin nahm die Brille ab und sah mich mit leisem Lächeln an, während sie von mir offensichtlich irgendeine Reaktion erwartete. »Das klingt super«, beteuerte ich. »Und ich fühle mich auch wirklich geehrt. Aber ich kann mich ehrlich gesagt gar nicht daran erinnern, dass ich mich dafür beworben habe.« Ein nervöses Grinsen umspielte meine Mundwinkel.

Sie lachte, es war ein leises, charmantes Glucksen. »Tja, haben Sie auch gar nicht, das ist ja das Tolle an diesem Projekt. Die suchen sich einfach die besten, brilliantesten Schüler aus und bringen sie ein Semester lang bei florierenden Firmen hier in Illinois unter. Es handelt sich um ein Pilotprogramm, das der Staat im Moment noch testet. Jedem von Ihnen wird in den entsprechenden Unternehmen ein Ansprechpartner zugeteilt, der Ihnen in diesem Zeitraum als Tutor und Mentor zur Seite steht. Und ...« Sie setzte sich die Brille wieder auf und las von einem Blatt Papier ab: »Sie setzt man offensichtlich im Lexington Hotel in Chicago ein. Also, wissen Sie, das ist wirklich beachtlich. Das Hotel steht kurz vor seiner Neueröffnung, und die Besitzerin hat sich quasi über Nacht zum Liebling von Chicagos Businesswelt gemausert. Vielleicht haben Sie sie schon einmal in der *Tribune* oder in den Nachrichten gesehen. Wir sprechen hier von einem unglaublichen Privileg. Hier steht, dass Kost und Logis mit inbegriffen sind und dass ordentlich mit angepackt werden muss, es aber im Gegenzug auch ein saftiges Stipendium gibt.«

Ihre Worte prasselten zu schnell auf mich ein, um einen Sinn zu ergeben. Ich würde da also wohnen? Im Hotel? Und Vollzeit arbeiten? Ohne richtigen Unterricht? »Saftiges Stipendium«? Das wollte mir alles nicht in den Kopf. Fallen einem solche Dinge denn einfach in den Schoß? Vielleicht zahlten sich meine beinahe makellosen Noten, für die ich so hart arbeitete, mein Nachmittagsjob, den ich seit fast zehn Jahren hatte, und die Samstagabende, an denen ich zu Hause blieb und lernte, langsam doch aus. Vielleicht kam ich den teuren und angesehenen Unis auf meiner Wunschliste ja doch ein Stückchen näher.

»Der Zeitpunkt so mitten im Halbjahr ist natürlich ungünstig – offensichtlich feilt die Schulbehörde noch an den Feinheiten. Aber weil es sich um eine einmalige Chance handelt, drücken wir da mal ein Auge zu.« Dies verkündete sie mit ernster

Miene und zusammengepressten Händen, die verrieten, dass sie im Gegenzug aber schon ein wenig Dankbarkeit und Begeisterung erwartete.

»Vielen Dank, Miss Tollman, das ist ja super. Ich weiß das wirklich zu schätzen.« In Gedanken war ich bereits fünf Schritte weiter und fragte mich, was Joan wohl dazu sagen würde. Ließ sie mich überhaupt gehen? Was musste ich alles einpacken? Und was sollte ich den Leuten im Krankenhaus bloß sagen?

»Sie fangen nächste Woche an. Hier finden Sie alle wichtigen Informationen.« Tollman stand auf und reichte mir einen dünnen braunen Umschlag, dann überraschte sie meine schlafenden, unvorbereiteten Finger mit einem kräftigen Händedruck. »Machen Sie unserer Schule Ehre, Haven!«

Außer bei Notfällen hatte ich noch nie so viele Leute im halbmondförmigen Schwesternbüro der Kinderstation gesehen. Aus allen Ecken und Enden des Evanston General Hospital war mindestens ein Dutzend Menschen mit Krankenhauskitteln in allen Farben des Regenbogens – rosa, blau, mit Disneyfiguren – herbeigeströmt. Alle umringten mich und knabberten an riesigen Stücken *Red Velvet Cake* (das war mein Lieblingskuchen).

Natürlich hatte Joan das Ganze organisiert. Jetzt beugte sie sich über den Blechkuchen mit der Aufschrift HERZLICHEN GLÜCKWUNSCH UND ALLES GUTE, HAVEN! DU WIRST UNS FEHLEN! und teilte in Windeseile und natürlich mit einem breiten Lächeln exakt geschnittene Stücke aus.

Vor ein paar Monaten war sie 50 geworden, aber die grauen Haare, die sie nicht färbte, waren das Einzige, was auf ihr Alter schließen ließ: Ihre Freizeitaktivitäten, vom Buchclub bis hin zu den Bridgeabenden, stellten meine bei weitem in den Schatten. Ich wünschte mir nur, sie würde öfter mal mit Männern ausgehen – von uns beiden schien sie damit mehr Glück

zu haben – aber was das betraf, war sie ein ziemlicher Sturkopf. Es war das einzige Thema, auf das sie ganz schön empfindlich reagierte. Joan hatte sich ein oder zwei Jahre vor meinem Auftauchen scheiden lassen, nachdem festgestellt worden war, dass sie keine eigenen Kinder bekommen konnte. Sie sprach kaum darüber, durch die anderen Schwestern hatte ich im Laufe der Jahre aber immer mal wieder etwas mitbekommen, so dass ich mir aus den Bruchstücken die ganze Geschichte zusammengereimt hatte. Ihre Kolleginnen glaubten, dass sie jetzt zu viel Angst vor einer Beziehung hatte, und versuchten erfolglos, sie zu verkuppeln. Aber wenigstens hatte Joan jede Menge Freunde. Sie organisierte immer entweder gerade eine Party oder war auf einer eingeladen. Ich wünschte mir wirklich, eines Tages eine so gute Gastgeberin zu werden. Im Moment hatte ich schon genug damit zu tun, auf diesem Fest im Mittelpunkt zu stehen – eine Rolle, die mir nicht besonders behagte. Aber das war nun wirklich ein denkbar angenehmes Problem – ständig wurde an meinem lachsfarbenen Kittel gezupft, jemand nahm mich ohne jede Vorwarnung in den Arm oder klopfte mir vergnügt auf die Schulter, so dass ich bisher meinen Kuchen kaum angerührt hatte.

»Also, hör mal, ich weiß gar nicht, wie ich das meinen ganzen Patienten beibringen soll. Die werden ja am Boden zerstört sein!«, tönte Kardiologieschwester Calloway mit der blonden Beehive-Frisur. Sie versenkte die Gabel in ihrem Stück Kuchen, während Michelle aus der Pädiatrie – hier am Krankenhaus die Jüngste in der Facharztausbildung und mein großes Idol – und die weißhaarige Schwester Sanders mit feuchten Augen hinter ihren dicken Brillengläsern zustimmend nickten. Das war meine kleine Schwesternschaft. »Damit wirst du so einige Herzen brechen«, fuhr Calloway fort.

»Die ohnehin schon angeschlagen sind«, lieferte Michelle ihr die Pointe. Wir alle lachten. Das ging in der Klinik als Humor

durch. Tatsächlich wurde ich hier schon mal »Herzensbrecherin« genannt, aber von Patienten über 80 und mit schwindender Sehkraft. Michelle lächelte. »Du wirst uns hier wirklich fehlen, Haven.« So jung, energiegeladen und winzig, wie sie war – genau wie ich unter 1,60 – konnte sie in ihrer Abteilung fast als Patientin durchgehen.

Sanders schniepte. »Könntest du nicht wenigstens am Wochenende vorbeikommen? Oder abends?«

»So langsam kriege ich ein schlechtes Gewissen«, seufzte ich. »Vielleicht sollte ich doch besser hierbleiben.«

Etwa fünf Meter weiter horchte Joan am anderen Ende des Schwesternbüros auf und wedelte mit dem Messer in der Luft herum. »Ladys, ihr redet meinem Mädchen doch nicht etwa ein schlechtes Gewissen ein?«, rief sie zu uns herüber und schnitt sich endlich auch selbst ein Stück Kuchen ab. Auf dem Tisch hinter ihr stand ein Foto von mir, darauf war ich etwa zehn Jahre alt und steckte in einer Miniaturversion der hiesigen Freiwilligenuniform. Hier gab es überall Bilder von mir: Als jedermanns Ersatztochter lächelte ich von Schreibtischen, Kommoden und Computerbildschirmen herab. Die Klinik war sozusagen mein Hort gewesen, solange ich mich entsinnen konnte. Ich war mit Joan zur Arbeit gekommen, und alle hatten auf mich aufgepasst, bis ich alt genug gewesen war, um mich hier nützlich zu machen. Den Teller in der Hand kam Joan mit vollem Mund zu mir herüber und legte den Arm um mich. »Die Kleine ist jetzt flügge, wir müssen sie loslassen. Aber sie kommt bestimmt gelegentlich vorbeigeplattert.« Sie zwinkerte mir zu.

»Ende Juni bin ich doch wieder zurück. Ihr werdet kaum merken, dass ich weg war«, behauptete ich, doch blutete mir bei diesen Worten das Herz. »Lass mich noch eben eine Runde drehen und allen Tschüss sagen.«

Und das tat ich auch, ich besuchte all meine Lieblingspatienten und hob mir den schwersten Abschied bis zuletzt auf: den

auf der Kinderstation. Wie ein Rattenfänger marschierte ich durch die Abteilung und scharte dabei mit jedem Schritt mehr schlafanzugtragende Anhänger um mich, während ich Umarmungen und Küsse verteilte und versprach, bald wiederzukommen. Wir landeten hinten im Spielzimmer und versammelten uns vor dem großen Pinnbrett, das wir zusammen erstellt hatten. Die riesige Tafel mit bunter Borte füllte die ganze Wand aus und zeigte ein Foto von jedem kleinen Patienten. Das Ganze sah aus wie eine riesige Jahrbuchseite, die wir regelmäßig mit neuen Bildern aktualisierten. Das hatte vor einem Jahr ganz klein als Fotoprojekt für die Schule angefangen. Damals hatten sich ein paar Kinder bereit erklärt, mir Modell zu stehen, und irgendwann wollten dann alle gern mitmachen. Jenny, eine Vierzehnjährige mit Bandanastirnband, hatte mal verkündet: »Auf deinen Fotos sehen wir viel besser aus als im Spiegel.« Ich hatte ihr versichert, dass da kein Photoshop mit im Spiel war – die Porträts zeigten einfach nur sie.

Am erstaunlichsten war allerdings die Reaktion in der Schule gewesen. Die meisten meiner Klassenkameraden hatten sich entweder für den Fotokurs entschieden, weil sie auf gute Noten ohne große Anstrengung aus waren, oder sie gehörten zu diesen wirklich leidenden Künstlertypen, die sich ganz in Schwarz kleideten. Und dann gab es da noch Leute wie mich, die Kunst zwar schätzten, dafür aber kein Talent hatten. Durch die Kamera zu schauen und auf den Knopf zu drücken, konnte ja wohl nicht so schwer sein, hatten wir uns gedacht. Und bei diesem Projekt hatte bei mir dann etwas Klick gemacht. Wenn man sich die Bilder anschaute, versank man geradezu in den Augen dieser Kinder und hatte das Gefühl, sie ganz genau zu kennen. In jedem Halbjahr wurde das Werk eines Schülers ausgewählt und in der Vitrine in der Eingangshalle ausgestellt, und irgendwie war in dem Jahr die Wahl auf mich gefallen. Wenn ich an meinen Fotos vorbeikam, sah ich jedes Mal, dass ein paar Kids

davor standen und sie sich anschauten, selbst solche Typen, die sonst nie irgendwas mitbekamen. Sogar Jason Abington hatte sie sich angesehen – und zwar mehrfach. Einmal hatte er mich bemerkt (ich drückte mich da ziemlich oft herum), mich mit dem Ellbogen angestoßen und gemeint: »Sind die von dir? Die sind echt cool.« Das bedeutete mir mehr, als ich zugeben wollte. Aber es stimmte, die sanften Gesichter meiner Modelle strahlten auf den Bildern, so als hätte meine Kamera sie auf das Wesentliche reduziert.

Jetzt wandte ich mich an meine kleine Gefolgschaft: »Ich übertrage euch ganz offiziell die Verantwortung für unsere Fotowand.« Ich klopfte mit dem Fingerknöchel dagegen. »Michelle hat versprochen, euch abzulichten, damit ihr regelmäßig neue Porträts aufhängen könnt. Nehmt sie bitte beim Wort, ich will Ergebnisse sehen, wenn ich zurückkomme«, lächelte ich.

»Oooh, hm, so gute Bilder wie du schießt die aber nicht«, flüsterte Jenny. »Erinnerst du dich noch an das Foto von ihr, auf dem ich ein Auge zuhatte? Als du mal nicht da warst? Und dafür haben wir schon eine Stunde gebraucht.«

»Leider wahr. Hoffen wir einfach, dass sie seitdem Fortschritte gemacht hat. Sonst kannst du ja die Kamera übernehmen.« Ich zwinkerte ihr zu. »Ich werde euch so vermissen, Leute. Okay, alle einmal abklatschen!« Ich drehte eine Runde und berührte die sanften Handflächen.

Als wir die Klinik verließen, war es draußen bereits dunkel. Während Joan im windumtosten Evanston durch die gemütlichen kleinen Vorortstraßen fuhr, glommen in der Ferne gedämpft die Lichter von Chicago. Es fühlte sich an, als wäre die große Stadt ganz weit weg von meinem Zuhause, von der bequemen Routine meines Alltagslebens, aber das war sie gar nicht. Die Heizung im Auto lief auf Hochtouren, und ich schwitzte unter meiner Daunenjacke. Ich seufzte.

»Alles klar?«, fragte Joan und sah mich aus dem Augenwinkel an.

»Ja, sorry.« Ich starrte weiter in die frostbedeckte, samtige Nacht hinaus. »Das war viel härter, als ich gedacht hatte.«

»Natürlich, mein Schatz, das ist doch deine Familie. Und bei Abschiedspartys bereut man hinterher immer, überhaupt wegzugehen. Ganz schön fies, was?« Sie lächelte, und ich auch. »Aber weißt du was? Wir sind ja hier, ganz in der Nähe. Es wird schon alles gut gehen.«

»Bestimmt, aber ich bin ... na ja, eben aufgeregt.« Ganz leise meldete sich bei mir auch das schlechte Gewissen. Ich wollte nicht, dass Joan sich Sorgen machte, und ich wollte sie nun wirklich nicht daran erinnern, dass sie vor 24 Stunden noch komplett gegen diesen Plan gewesen war. Bei ihr hatten alle vorhersehbaren Alarmglocken geschrillt: Warum musst du denn da schlafen? Wie hart wollen die dich denn rannehmen, wenn du rund um die Uhr zur Verfügung stehen musst, immerhin wohnst du doch nur eine Zugstunde entfernt? Haben die noch nie was vom Jugendschutzgesetz gehört?

Ich hatte sie darauf hingewiesen, dass solche Bestimmungen bei einem Programm des Kultusministeriums doch mit Sicherheit befolgt wurden, die würden uns wohl kaum als Kindersklaven in eine Fabrik schicken. Überzeugt hatte sie aber letztlich, dass das Ganze eine große Ehre war, und natürlich war auch der finanzielle Aspekt ausschlaggebend (Joan hatte ganz schön große Augen gemacht). Ich hatte das Päckchen von Rektorin Tollman mit den Einzelheiten hervorgeholt, die Hochglanzfotos mit dem Hotel in all seiner Pracht und die ausgeschnittenen Artikel, in denen jede einzelne Zeitung, jedes Magazin der Stadt über diese glamouröse Frau berichtete – Aurelia Brown, blond, umwerfend, unglaublich jung und mächtig – die meine Chefin sein würde. Joan hatte einfach zustimmen müssen.

Aber jetzt, als der Freitagabend sich dem Ende neigte und

mich dem intensiven Wochenende mit Vorbereitungen auf dieses neue Kapitel in meinem Leben immer näher brachte, lagen die Nerven bei mir dann doch blank.

»Ich weiß nur einfach nicht, wie die ganze Sache laufen wird«, fuhr ich fort. »Keine Ahnung, ob die mich mögen werden und ob ich meine Sache gut mache. Und es ist auch einfach seltsam. Ich meine, ich war ja noch nie weg, nicht mal im Sommerlager, und jetzt wohne ich auf einmal woanders. Gut, für die Uni hätte ich ja auch zu Hause ausziehen müssen, aber ich hätte ja noch ein Jahr Zeit gehabt, um mich darauf einzustellen. Das fühlt sich alles einfach ... komisch an.« Anders konnte ich es nicht ausdrücken. Es kam mir so vor, als sei ich plötzlich im falschen Film gelandet und spielte meine Rolle darin ziemlich schlecht. Der Schein der Straßenlaternen verwandelte die kahlen Bäume in Monster mit dürren Fangarmen. Ich erschauerte und atmete tief durch.

»Mach dir da mal keine Sorgen. Die haben dich doch aus- gesucht, oder etwa nicht? Sie wissen, dass du was Besonderes bist«, beruhigte mich Joan. »Außerdem kommt Dante doch mit. Ihr passt schon aufeinander auf.«

»Ich weiß. Sonst würde ich auch völlig ausflippen. Ganz allein bin ich ein hoffnungsloser Fall.«

»Ach was!«

Dante war jetzt bereits seit etwa zehn Jahren mein Rettungsanker und bester Freund. Dass er nun auch fürs Lexington aus- gesucht worden war, konnte man für pures Glück halten, al- lerdings buhlten er und ich ja auch in einem ständigen Kopf- an-Kopf-Rennen darum, Klassenbester zu werden (ganz zivili- siert natürlich). Also hatte es mich nicht gewundert, als er beim Mittagessen zu mir rübergekommen war, unter seinen kinnlan- gen Dreadlocks hervorgeschaut und eine Fritte von meinem Tablett geklaut hatte.

»Bei dir gibt's nicht zufällig Neuigkeiten, oder?«, fragte er zu-

nächst ganz vorsichtig, legte dann aber mit Vollgas los: »Bei mir nämlich schon! Und ich sterbe, wenn du nicht dabei bist! Sag mir doch bitte, bitte, dass du diesem Kaff den Rücken kehrst und in der Windy City ein gewisses supertolles Praktikum antrittst.« Verschwörerisch wackelte er mit den Augenbrauen in meine Richtung – hoch/runter, hoch/runter. Erleichterung überkam mich.

»Du ziehst doch nicht etwa ins Lexington Hotel, oder?«, erwiderte ich.

»Doch!« Er hopste auf seinem Stuhl herum. »Oh mein Gott, das wird ein Riesenspaß. Ich meine, wer wohnt denn schon in einem Hotel? Nur Rockstars und Promis und diese völlig fertigen Filmsternchen, die vor ihren Eltern flüchten und so. Raus aus dieser furchtbaren Highschool, rein in die Chicagoer Gesellschaft!«

»Ja, bitte«, lächelte ich. Wir betrachteten all die vollbesetzten Tische. Unsere Schulkameraden hatten kein Problem damit, uns zu Vorsitzenden der Französisch-Bestenriege zu wählen, würden sonst aber freiwillig kein Wort mit uns wechseln.

»Und bist du vielleicht auch ein kleines bisschen ...«

»Aufgeregt?«

»Ja.«

»Hallo?! Na klar, total. Ich meine, das ist doch eine Riesensache – Tollman war ja ganz aus dem Häuschen, und ich will das auf keinen Fall versauen. Das könnte uns Wahnsinnsempfehlungen fürs College einbringen. Ach, wahrscheinlich könnten diese Leute uns problemlos an jeder Uni unserer Wahl unterbringen: Northwestern, U. Chicago, die kennen da sicher jeden. Aber keine Sorge, wir sind schließlich clever und pflichtbewusst, wir arbeiten hart. Alles wird gut.«

Ich atmete auf. Meiner Meinung nach lag darin Dantes wahres Talent – und für mich war das viel imposanter als sein Anspruch auf die Bestenliste, sein kometenhafter Sieg bei der

Wiederwahl zum Schülervertreter oder das extravagante Kuchenbuffet für Feinschmecker, das er für einen guten Zweck jedes Jahr mit den zauberhaftesten Kreationen organisierte (er war ein Künstler, der Zuckerguss zu seinem Medium erwählt hatte). Wirklich, für mich war seine beruhigende Wirkung auf mich sein größter Triumph. Wie durcheinander ich auch war, er holte mich immer auf den Teppich zurück. Das war schon vor Jahren bei unserer ersten Begegnung im Krankenhaus so gewesen.

Nachdem man mich gefunden hatte, war ich damals durch die Flure der Kinderstation gewandert, um herauszufinden, wer ich war und wohin man mich wohl schicken würde. Dante war mit seiner völlig hysterischen Mutter in der Notaufnahme erschienen, weil er von einem Baum gefallen war. Unten hatte er vorher jede Menge Stöcke und Steine zusammengetragen, um daraus eine Burg zu bauen, deshalb hatte er sich beim Sturz schlimm den Rücken zerkratzt und den Arm zerfetzt. Wegen Problemen mit der Sehne hatte er über Nacht bleiben müssen und hatte plötzlich mit dem Gipsarm in einer Schlinge bei mir im Zimmer gestanden. Wir waren die ganze Nacht aufgeblieben und hatten uns Gruselgeschichten erzählt. Am nächsten Morgen war er entlassen worden, hatte mich im Laufe des nächsten Monats aber regelmäßig in der Klinik besucht. Alle paar Tage war er mit seiner Mutter Ruthie aufgetaucht und hatte mir Malbücher, Stofftiere oder selbstgemalte Bilder mitgebracht.

Jetzt fuhr Joan in die Einfahrt unseres Reihenhauses. Selten hatte es in meinen Augen so heimelig ausgesehen – man weiß eben immer erst in Momenten des Abschieds, was man an den Dingen hat. Unser hohes, schmales Häuschen war vorn in inzwischen verblichenem Blau gestrichen, hatte braune Fensterläden und eine enge, überdachte Veranda. Für uns zwei gab es hier genug Platz, und es war nicht weit bis zum Lake Michigan,

der jetzt zwar ruhig unter Eis dalag, bei warmem Wetter aber perfekt für nachmittägliche Sonnenbäder und Picknicks war.

»Geh schon mal rein, ich muss noch ein paar Sachen aus dem Wagen holen«, schickte mich Joan vor.

»Soll ich dir helfen?«

»Nee«, winkte sie ab. »Es dauert nur einen Moment.«

Also rannte ich so schnell wie möglich die Vortreppe hinauf und über die Veranda, denn die eisige Luft ging mir durch Mark und Bein, der Wind heulte und umfing mich fauchend. Meine behandschuhten Finger hatten Schwierigkeiten mit dem Schlüssel, aber schließlich ging die Tür auf, und herausströmende Wärme hieß mich willkommen.

Ich schaltete das Licht ein. Durch das Wohnzimmer konnte ich sehen, dass hinten in der Küche ein silberner Luftballon in der Form einer Sechzehn über dem Tisch tanzte. Dort wartete ein selbstgebackener Kuchen auf mich und außerdem ein in silbernes Geschenkpapier eingeschlagenes Schächtelchen mit passender Schleife, das in eine Hand passte.

Ich ließ den Rucksack auf den Boden plumpsen und hielt direkt auf den Geburtstagstisch zu. Unterwegs zog ich die Jacke aus und warf sie über einen Stuhl im Wohnzimmer. Als ich gerade die luftige Creme auf dem Kuchen probierte, stand Joan auch schon in der Tür.

»Teil zwei deiner Party!«

»Köstlich. Und unglaublich. Aber ich hab doch erst Montag Geburtstag.« Das war zumindest das Datum, an dem wir immer gefeiert hatten, da wir ja nicht wussten, wann ich geboren war. Am Montag jährte sich der Tag, an dem man mich gefunden und ins Krankenhaus gebracht hatte, wo Joan mich als Erste versorgt, meine Schnitte und Schrammen verbunden, mich nach Knochenbrüchen abgetastet und mich langsam zum Sprechen gebracht hatte, obwohl das meine Herkunft auch nicht geklärt hatte.

»Ich habe mir gedacht, wenn wir schon mal in Partystimmung sind, dann machen wir am besten gleich weiter. Lass uns feiern!« Sie stellte ihre Tasche ab, schälte sich aus dem Mantel und hängte ihn neben der Tür an die Garderobe. Ich nahm die glitzernde Schachtel in die Hand und schüttelte sie.

»Darf ich das aufmachen?«

»Das will ich doch schwer hoffen!«, lächelte sie, trat zu mir an den Tisch und probierte selbst von der Creme. »Na los!«

Ich riss das Papier auf und öffnete eine weiße Samtbox. In ihrem Inneren funkelte es.

»Für Schmuck hast du ja nicht so viel übrig, du bist halt ein richtiger Junge«, sagte sie. »Aber 16 wird man schließlich nicht alle Tage, und da wollte ich dir gerne was Hübsches schenken.«

Ich zog eine Halskette hervor und ließ ihre goldenen Glieder meine Finger umfassen. Es stimmte schon, ich trug keinen Schmuck, und die wenigen Stücke, die ich besaß, lagen seit jeher unberührt in ihrer Schatulle. Aber diese Kette fühlte sich irgendwie anders an. Zum einen baumelte daran kein Herzchen oder einer von diesen Geburtssteinen, wie sie die anderen Mädchen in der Schule trugen. Dieser harfenförmige Anhänger, der etwa so lang war wie meine Fingerspitze, stellte hingegen etwas ganz anderes dar: einen einzelnen goldenen Flügel, dessen sanft geriffelte Oberfläche die Federn imitierte.

»Die Kette hab ich aus dem Antiquitätenladen, in den ich dich dauernd mitschleppe«, erklärte Joan.

»Ich weiß schon, das Lädchen neben der Buchhandlung, in die ich mich immer davonmache, wenn du zu lange brauchst?«

»Genau.« Sie lächelte. »Irgendwie ist sie was ganz Besonderes, eben einzigartig, genau wie du.« Sie küsste mich auf den Scheitel. »Der Flügel hat mir deshalb gefallen, weil du es wirklich weit bringen wirst, das weißt du doch, oder? Du bist ein Überflieger, Haven. Und du hast noch so viel vor dir.«

»Danke, Joan. Die ist wunderschön, wirklich.« Ich nahm sie in den Arm und hielt sie etwas länger fest als sonst.

»Vielleicht trägst du sie ja sogar?«, meinte sie und strich mir übers Haar.

»Was ich dir sofort beweisen werde.« Ich ließ die Kette vom Finger baumeln und hob meine Haare hoch. »Könntest du vielleicht?«

»Es ist mir eine Ehre.« Sie machte den Verschluss zu, drehte mich dann bei den Schultern herum und rückte die Kette zurecht, so dass der Anhänger genau in der kleinen Mulde an meinem Hals ruhte. »Perfekt, schau's dir an.«

Ich betrachtete mich im Badezimmerspiegel. Meine Augen wanderten umgehend zu dem Anhänger. Normalerweise war an meinem Aussehen alles unvollkommen oder zumindest unscheinbar. Meine Nase sah immer aus wie ein Klecks roher Plätzchenteig. Die Farbe von Haaren, Haut und Augen lag bei mir nur ein paar Nuancen auseinander: karamellfarbene Haut, schnurgerades honigbraunes Haar, dunkle Bernsteinaugen. Der rosafarbene Krankenhauskittel, der an meiner knabenhaften Figur herunterhing, machte die Sache auch nicht besser.

Und ich hatte das völlig falsche Langarm-Shirt mit V-Ausschnitt an. Meine Lieblingsteile waren alle in der Wäsche, und aufgrund schlechter Planung war mir nur noch dieses mit etwas zu tiefem Dekolleté geblieben. Jetzt sah ich in den Spiegel und fragte mich, ob meine Narben – drei hässliche Streifen mit der Textur von Verbrennungen, die wie Akzente über meinem Herzen prangten – wohl den ganzen Tag so hervorgeglugt hatten. Sie waren zwar nur fünf Zentimeter lang, zusammen mit den beiden Striemen auf meinen Schulterblättern gaben sie jedoch ein jämmerliches Bild ab. An diesem unwürdigen Modell hätte die Halskette eigentlich fehl am Platz wirken sollen, aber irgendwie sah sie aus, als sei sie wie für mich gemacht. Das intensiv leuchtende Gold fing das Licht ein und verlieh meinen Zü-

gen einen sanften Glanz, der mir wirklich gut gefiel. Vielleicht wurde ich doch langsam erwachsen, das waren womöglich erste Anzeichen künftiger Reife. 16. Das fühlte sich schwerwiegend an, bedeutend, wichtig.

»Die ist der Wahnsinn«, rief ich, ohne den Blick vom Spiegelbild zu lösen. »Vielen Dank!«

## ALLER GUTEN DINGE SIND DREI

Wie immer war das Wochenende viel zu kurz, aber dieses Mal kam der Montag mit einem lauten Knall, der mir durch Mark und Bein ging. Nach zwei Tagen frenetischen Packens hatte ich das Gefühl, dass ich zum Südpol aufbrach statt in den Süden von Chicagos naher Innenstadt. Schließlich fand ich mich mit zwei riesigen, viel zu vollen Reisetaschen vor der beeindruckenden Festung des Lexington Hotels wieder.

Mein neues Domizil lag an der Kreuzung South Michigan Avenue/Twenty Second Street, wo sich das Monstrum aus Backstein zehn Stockwerke hoch auftürmte. Auf etwa einem Drittel Höhe lief ein Terrakottaband mit verschnörkelten Elementen einmal rund um das Gebäude. An der Ecke wölbte sich ein Erker mit halbmondförmigen Fenstern hervor, hinter denen vermutlich die besten Räume lagen. Ich hatte mir immer ein Erkerfenster gewünscht – in alten Filmen machten es sich junge Frauen dort doch immer gemütlich, um zu lesen oder in den Tag hinein zu träumen. Ganz oben thronte auf der Spitze des Hotels stolz eine dreieckige Fahne, wie ein Collegewimpel. Da sie sich im Wind nicht rührte, war sie aber vermutlich aus Stahl gemacht. Lichtpunkte darauf bildeten glühend das Wort LEXINGTON.

»Kein schlechter Zweitwohnsitz, mein Schatz«, bemerkte Joan.

»Allerdings.« Die Ehrfurcht in meiner Stimme war unverkennbar, als ich aus dem Autofenster nach oben sah. »Wow. Ja, nicht schlecht.«

Joan hatte vor dem prächtigen Portal gehalten, das Romantik und Stil im Inneren verhielt. Ein blutroter Baldachin überspannte den von zwei Säulen eingefassten Eingang, der außerdem von einer steinernen Borte gerahmt war, auf der goldene Scheiben mit dem Emblem des Hotels leuchteten: den beiden fast aufeinanderliegenden, verschlungenen Buchstaben L und H. Ein paar mit rotem Teppich überzogene Stufen sowie eine Rampe führten zur Drehtür hoch. Im Gegensatz zum Rest des Gebäudes war das Erdgeschoss modern gehalten. Statt mit großen Panoramafenstern hatte man die Wände hier unten mit Milchglas gestaltet, so dass man von außen nicht hineinschauen konnte, sich aber fragte, was wohl dahinter lag.

»Na, dann mal los, oder?«, meinte Joan und stieg aus, um den Kofferraum zu entladen. Ich nickte und öffnete die Beifahrertür.

Über Nacht war die aggressive Winterkälte seltsam mildem, gar nicht zur Jahreszeit passendem Wetter gewichen. Ich zog den Parka aus und rollte die Ärmel hoch. Ich hatte mein Bestes gegeben, um professionell auszusehen, kam mir aber jetzt mit Hemd, schwarzer Hose und flachen Schuhen trotzdem schäbig vor. Nachdem ich das Hotel und meine neue Chefin ausgiebig gegoogelt hatte, war mir aber schon zuvor klar gewesen, dass ich hier nicht mithalten konnte. Diese Aurelia Brown hatte auf allen Fotos einfach perfekt gewirkt – brillant und so schön, wie es alle Mädchen gern wären – und trotzdem sah sie so jung aus, als würde sie eigentlich noch aufs College gehören. Ich nahm an, dass ich hier noch viel zu lernen hatte.

Die Reisetasche, deren Gurt ich mir jetzt über die Schulter schob, war so viel wie ein Toter.

»Oh Schatz, gib mir das«, protestierte Joan, hob sich die andere Tasche auf die Schulter und griff dann nach meiner, um

das Gewicht auszugleichen. »Soll ich mit reingehen? Wann wollte Dante denn hier sein?«

»Vor fünf Minuten.« Ich studierte den Eingang des Gebäudes, und mein Herz begann zu klopfen.

»Typisch Dante«, meinte sie.

Ich schüttelte den Kopf und lächelte. Er kam immer zu spät, aber das gehörte zu seinem Charme. Man konnte ihm einfach nicht böse sein, denn wenn er endlich auftauchte, legte er jedes Mal einen mitreißenden Auftritt hin. Ich sah auf die Uhr: 8.52 Uhr. Man hatte uns für neun Uhr herbestellt.

»Ich denke, ich warte noch eine Minute hier draußen. Wenigstens ist es heute nicht so kalt«, sagte ich. »Aber du solltest dich auf den Weg machen, ich komme schon klar. Wirklich.« Ich schob mir den Parka unter den Arm und nahm ihr die Reisetaschen ab.

»Sicher?«

Nein. Aber ich nickte trotzdem.

»Gibt es hier denn keinen Pagen oder so?«

»Der Laden hat doch noch nicht eröffnet. Außerdem bin ich hier nicht zu Gast. Wahrscheinlich muss *ich* bald den Pagen spielen.«

»Na, hoffentlich nicht. Wie sollst du denn den ganzen Tag so schwere Sachen schleppen?«

»Keine Ahnung, aber eins von diesen flotten Käppis wäre doch ganz cool.«

Joan hörte mir gar nicht zu.

»Lass dich auf keinen Fall zu irgendwas Gefährlichem abkommandieren.« Wie so oft hatte sie den Finger drohend erhoben.

»Es wird schon alles gut gehen, Joan, versprochen.«

»Du brauchst nicht aufgeregt zu sein.« Sie umarmte mich heftig, wiegte mich vor und zurück und küsste mich dann auf die Stirn.

»Joan, es ist wirklich okay!«

»Ich weiß, ich weiß, keine Liebesbekundungen in der Öffentlichkeit, hab verstanden.« Schmunzelnd machte sie sich von mir los. »Du wirst das toll meistern. Und mit der Bahn bist du ja auch schnell zu Hause. Ruf mich nachher an, okay?«

»Mach ich.« Ich biss mir auf die Lippe und blickte über ihre Schulter hinweg die Straße entlang. Keins der heranrollenden Autos war der alte Kombi von Dantes Mutter.

»Noch einen schönen Geburtstag, Haven!« Winkend stieg Joan wieder ein. Ich berührte meinen Anhänger und winkte zurück, sah zu, wie sie sich in den spärlichen Verkehr einfädelt und davonfuhr. Jetzt war ich allein. Obwohl es hier draußen doch so mild war, fuhr ich auf einmal fröstelnd zusammen. An einem Tag wie heute gab mir nichts und niemand so viel Halt wie Dante. Ich brauchte ihn hier, aber er war immer noch nicht aufgetaucht, und jetzt war es neun Uhr. In der Ferne erklangen Glockenschläge, eine Kirche schien sich irgendwo darüber lustig zu machen, dass ich zu spät kam. Damit würde ich nicht gerade einen idealen ersten Eindruck machen. Mir blieb keine Wahl.

Ich schulterte meine Taschen, stampfte die Rampe mit dem roten Teppich hinauf und dann durch die Drehtür. Innen angekommen ließ ich mein Gepäck auf den Boden plumpsen, legte meine Jacke darauf und ließ alles erst einmal stehen, um mich umzusehen. Die unberührte, makellose Lobby des Hotels glitzerte prachtvoll und wirkte irgendwie unreal. Außerdem lag sie völlig verwaist da. Diese Leere fühlte sich beinahe magisch an, als wäre ich hier unversehens in etwas hineingeraten, das gar nicht für meine Augen bestimmt war, an einem geheimen Ort gelandet, der eigentlich unter Verschluss bleiben sollte, bis er schließlich mit aller gebührenden Feierlichkeit enthüllt werden würde.

Ein gold-roter Teppich mit dem LH-Emblem erstreckte sich in alle Richtungen und eine enorme Freitreppe hinauf. Links

und rechts von mir verhiessen Flure noch zu entdeckende Räume, zauberhafte Säle, in denen die Gäste zusammenkommen würden. Vor mir bot eine Ottomane aus goldenem Plüsch – die in der Mitte zu einer Spitze zusammenlief wie ein riesiger Kreisel – Platz für zwölf oder sogar noch mehr Menschen. Wirklich spektakulär wurde es jedoch direkt über mir: Ein Kronleuchter aus Kristall schimmerte und verteilte mit seinen unzähligen Facetten Lichtreflexe im Raum. Darüber, etwa zehn Stockwerke weiter oben, fielen Sonnenstrahlen durch ein Oberlicht herein und schienen die Eingangshalle ganz ohne Strom zu erleuchten. In jedem Geschoss erlaubte ein hüfthohes Geländer den Gästen, die Lobby unter ihnen oder das Oberlicht hoch oben zu betrachten. Ich nahm auf der Ottomane Platz, sah hinauf, am prachtvollen Lüster vorbei, und hatte das Gefühl, mich in einer riesigen gotischen Kirche zu befinden, einem Ort voller Licht und Luft. Ich war noch nie ganz allein in so weitläufigen und erhabenen Hallen gewesen. Solch herrschaftliche Gebäude waren doch dazu da, von Menschen erfüllt zu sein, die sich darin drängten. Aber jetzt gehörte dieser riesige Saal für einen Moment mir ganz allein. Dieses Gefühl der Freiheit war aufregend, es kribbelte bis in die Fingerspitzen. Wenigstens in diesem Augenblick musste ich mich keinen Regeln oder Erwartungen beugen. Ich hätte eigentlich nicht gedacht, dass mir dieses Gefühl behagen würde, denn es brachte auch eine gewisse Unsicherheit mit sich. Aber es gefiel mir.

Trotzdem wusste ich natürlich, dass in meinem opulenten zukünftigen Zuhause irgendwo jemand auf mich wartete, um mich in meine neuen Aufgaben einzuweisen. Und diesen Jemand musste ich nun finden. Ich hatte zwar nicht gerade ein Begrüßungskomitee erwartet, fand es aber doch seltsam, hier keine Menschenseele anzutreffen. Der eindrucksvolle Empfangstresen aus Marmor gegenüber der Treppe war nicht besetzt. Niemand stand auf dem schmalen Podest aus Eichenholz,

das für den Pagen vorgesehen war, niemand trat aus dem Aufzug. Konnte es denn sein, dass vielleicht längst alle in irgendeinem Konferenzraum hockten?

»Hallo?«, rief ich, aber meine Stimme ertönte in diesem grandiosen Szenario nur ganz schwach und leise. »Hallo?« Ich ging zum Empfangstresen hinüber und fuhr mit den Fingerspitzen über den kühlen, glatten Marmor. Der Tisch war ziemlich hoch, und ich stellte mich auf die Zehenspitzen, um dahinterzuspähen. Dann hörte ich es – ein ganz leises Flüstern. Hinter dem Tresen befand sich ein bogenförmiger Durchgang, und dahinter ein Flur, der in fast völliger Dunkelheit dalag. Plötzlich blitzte im düsteren Gang kurz Licht auf – eine Tür wurde geöffnet – und der Umriss einer Frau mit Sanduhrfigur war zu sehen. Dann erfüllte eine samtige Männerstimme die Luft: »Du hast da noch was vergessen.« Eine Hand berührte die Frau am nackten Oberarm, dann trat ein großer, schlanker Typ im Anzug ins Licht, zog sie zu sich heran und hauchte: »Das hier.« Er küsste sie direkt unter dem Ohr, fuhr ihr mit den Fingern durch das schulterlange gelockte Haar und gab ihr dann noch einen Kuss.

Die Frau hob mit zarten Fingern sein Kinn an und sah ihm in die Augen. Ich war so fasziniert, dass ich das Rauschen der Drehtür gar nicht mitbekam.

»Da ist sie ja!«, ertönte eine Stimme und riss mich aus meiner Versunkenheit. Unwillkürlich zuckte meine Hand vom Empfangstresen zurück, als hätte man mich beim Stehlen ertappt, und ich kehrte stolpernd zum Eingang zurück. Dort erwarteten mich Dante mit seinem dreiteiligen Kofferset im Leopardenmuster und der stille Typ, mit dem wir zusammen in Europäischer Geschichte saßen. Mein bester Freund streckte die Arme aus: »Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag, Süße!«

»Danke!« Mir klopfte das Herz immer noch bis zum Hals, und ich musste mich erst mal beruhigen.

Dante nahm mich in den Arm und küsste mich auf die Wange. »Tut mir leid, dass ich zu spät komme. Haben wir irgendwas verpasst?«

Ich schüttelte den Kopf. »Noch habe ich niemanden gesehen.«

»Hey, du erinnerst dich doch sicher an Lance?«, meinte Dante und wies auf den Jungen an seiner Seite.

»Na klar, hi.« Ich erkannte ihn zwar wieder, war mir aber nicht sicher, ob wir je miteinander gesprochen hatten.

»Hey«, grüßte Lance kaum hörbar und nickte in meine Richtung. Unser dünner Mitpraktikant trug Jeans und ein T-Shirt der Cubs. Er überragte Dante und mich bei weitem, schien seine Körpergröße jedoch durch eine gebeugte Haltung ausgleichen zu wollen und lehnte sich vor, als wollte er mit der Brust einen schützenden Käfig bilden. Die Hände hatte er tief in den Hosentaschen vergraben. »Und, äh, herzlichen Glückwunsch.« Er schob sich die Hornbrille höher auf die Nase.

»Danke.« Ich lächelte kurz und verlegen. Wir beäugten uns einen Augenblick, dann senkte er den Blick.

»Er ist der Dritte im Bunde, damit ist unsere Truppe dann wohl komplett«, verkündete Dante. »Aller guten Dinge sind drei, heißt es doch so schön!«

»Außer beim Streichholz«, stellte ich klar. »Na, du weißt schon, angeblich stirbt jemand, wenn man drei Kerzen mit demselben Streichholz anzündet, oder? Wie war das noch gleich?«

»Wie bitte?« Dante klang irritiert; er konnte es nicht leiden, wenn ich begann, banale Alltagsfakten in eine bis dahin angenehme und entspannte Unterhaltung einzustreuen (was ziemlich oft passierte).

»Ja, das bringt Unglück«, stimmte Lance zu und schielte hinter seiner Brille zu mir herüber, fing noch einmal kurz meinen Blick ein. Die riesigen Gläser ließen sein Gesicht winzig wir-

ken. Wenn ich ihn ansah, konnte ich einfach auf nichts anderes mehr achten.

»Na, zum Glück hatte ich sowieso keine Zeit mehr, noch eine Kerze aufzutreiben.« Dante streckte mir einen Plastikbehälter entgegen und schüttelte ihn vorsichtig, feierlich. »Ta-da! Für dich, meine Freundin«, verkündete er und überreichte ihn mir. Unter der durchsichtigen Kuppel entdeckte ich einen einzigen, perfekten Cupcake – mit rosafarbener Creme und übersät mit runden, konfettiähnlichen Zuckerperlen und einer Sechzehn aus essbaren Ziffern.

»Dan, das war doch nicht nötig.«

»Also, bitte, das hab ich doch gern gemacht.«

»Danke, du bist der Größte!«, sagte ich, aber er hatte mich längst stehen lassen und drehte fasziniert eine Runde durch die Lobby.

Er schaute hinauf zum Oberlicht. »Wow!«

Ähnlich beeindruckt kniete sich Lance auf das Plüschsofa und sah zu den Hunderten von winzigen Lichtern rund um die Kabel hinauf, an denen der Lüster hing. Er bewegte die Lippen, so als würde er zählen. »Das sind 1482 – nein ... 83, 1483 Lichter. Na, wie ist das?«, murmelte er. »Wie sie da wohl die Birnen auswechseln?« Dann schlenderte er zur Rezeption hinüber. Über dem Empfangstresen zeigte ein Bildschirm Artikel, die in der *Tribune* und anderen lokalen Zeitungen und Magazinen erschienen waren.

»Das ist alles total krass«, sprudelte Dante hervor.

»Ja, ich weiß. Wahnsinn, oder?«, entgegnete ich.

»Schön, dass es euch gefällt«, erklärte jemand hinter mir. Diese tiefe und süße Reibeisenstimme hatte ich vorhin flüstern hören. Die dazugehörige Frau schwebte groß und schlank, mit Model-Proportionen vom zweiten Stock aus die Treppe hinunter. Sie trug ein figurbetontes schwarzes Jackett über einem knielangen schwarzen Kleid, aus dessen Ausschnitt ein wenig

Spitze hervorschaute. Die Haare trug sie zu einer Bananenfrisur hochgesteckt, und sie hielt ein Klemmbrett in der Hand. Zarte Locken umspielten ihre feinen, unwirklichen Züge. Wir blickten sie wortlos an. Lance schlurfte herbei und stellte sich neben Dante und mich, wie Soldaten waren wir drei nun Seite an Seite aufgereiht.

»Hallo, ich bin Aurelia Brown, die Besitzerin des Lexington Hotels. Schön, euch kennenzulernen.« Sie kam herbei und schüttelte jedem von uns die Hand. Ich hatte noch nie jemanden, der so atemberaubend war, aus nächster Nähe gesehen. Ihre blauen Augen waren warm und strahlend, funkelten geradezu. Ihre Haut war wie feinstes Porzellan, glatt und straff, ohne eine einzige Falte. »Sehr erfreut«, brachte ich schließlich hervor. Zunächst fühlten sich ihre Finger an wie dünne Zweiglein, aber dann packte sie fester zu und zerquetschte mir fast die Hand.

»Darf ich vorstellen ...«, sie wies mit einer Geste hinter sich. Ich hatte nicht einmal bemerkt, dass dort ein Mann erschienen war. Mit übereinandergeschlagenen Beinen lehnte er sich auf der riesigen Ottomane zurück, gerade weit genug, um zu zeigen, dass es ihn keine große Anstrengung kostete, so auszusehen, wie er aussah. Er trug einen eng geschnittenen grauen Anzug und eine karierte Krawatte in Rosa und Lila. Seine Kleidung war so perfekt auf ihn zugeschnitten, dass ich es im ersten Moment gar nicht bemerkt hatte, aber tatsächlich sah er so aus, als hätte er gerade erst die Highschool hinter sich. Seine Züge waren makellos – eine beinahe zu schmale Nase, kantige Wangenknochen, volle Lippen. Die Gelfrisur ließ ihn aussehen, als sei er einem alten Film entsprungen. Bis zu diesem Zeitpunkt wäre ich nie auf die Idee gekommen, einen Mann als schön zu bezeichnen, aber er war es. »Das ist mein Stellvertreter, Lucian Grove.« Nun stand der junge Mann auf, knöpfte sich das graue Jackett zu und rückte sich die Aufschläge zu-

recht. Als er näher kam, um uns zu begrüßen, wurden mir die Knie weich.

»Angenehm«, sagte er zu Lance und schüttelte ihm die Hand. Sie waren auf einer Augenhöhe. Warum waren hier bloß alle so schrecklich groß? Ich kam mir winzig und unbedeutend vor.

Völlig unbeeindruckt grüßte Dante mit: »Schön, Sie kennenzulernen, ich freue mich wirklich, hier zu sein.« Aber meine Finger zitterten bereits, noch bevor Lucian überhaupt danach griff. Als er es dann tat, durchfuhr mich eine Art Stromstoß und spannte jeden einzelnen Nerv meines Körpers an. Ich hoffte nur, dass seine warme Hand mein Zittern nicht spürte. Seine grauen Augen mit blauen Sprenkeln brannten sich in die meinen, dann zog er – spielerisch, wissend – eine Augenbraue hoch und grinste. Mir blieb fast das Herz stehen. Was sollte das denn heißen? Er hatte doch wohl nicht bemerkt, dass ich Aurelia und ihn vorhin beobachtet hatte, oder? Ich meine, es war ja nur ein winziger Augenblick gewesen, kaum ein paar Sekunden. Und trotzdem verriet mir sein Blick, dass ich entlarvt war.

Dante bekam die Szene aus dem Augenwinkel mit. »Hoffentlich gibt es hier noch mehr von der Sorte«, flüsterte er mir ins Ohr, nachdem Lucian uns den Rücken zugekehrt und wieder seinen Platz an Aurelias Seite eingenommen hatte. »Ich will auch so einen.« Ich atmete tief durch, spürte, dass ich nach und nach wieder festen Boden unter den Füßen bekam und mein Puls sich endlich verlangsamte. Aurelia sprach weiter, also riss ich mich zusammen und wandte meine Aufmerksamkeit wieder ihr zu.

»Ihr werdet eng mit einer Gruppe zusammenarbeiten, die wir als Teil unseres Stabs für Öffentlichkeitsarbeit bereits zusammengestellt haben – wir nennen sie das ›Syndikat‹.« Bei diesen Worten öffneten sich rechts und links von uns Türen und wie choreografiert glitt eine Gruppe Menschen herein. Die zehn Männer und Frauen vom Format Aurelias und Lucians waren

alle perfekt gestylt und trugen schwarze Anzüge oder Kleider. Ich hätte geschätzt, dass sie durch die Bank vielleicht 18, 19 waren, oder höchstens Anfang 20, trotzdem kamen sie mir so viel älter vor als ich selbst. Das hatte etwas mit ihrer Körperhaltung zu tun: Mit stolz vorgerecktem Kinn standen sie majestätisch da. Sie umringten uns, umfingen uns drei. Keiner sprach ein Wort oder sah uns an, alle Blicke klebten an Aurelia. Mit ihren ruhigen Mienen strömten sie unendliche Gelassenheit aus. Nachdem wir Praktikanten uns verwirrt angesehen hatten, wandten auch wir uns wieder Aurelia zu.

»Wenn ihr eure Karten richtig ausspielt, seid ihr vielleicht bald die jüngsten Neuzugänge dieses exklusiven Verbandes«, erklärte Aurelia. »Hier in Chicago will jeder bei uns dazugehören. Dafür würden die Leute ihre Seele geben. Ihr solltet wissen, dass ihr wirklich großes Glück habt. Und jetzt folgt mir, wir haben viel zu besprechen.«

## EURE NEUE UMGEBUNG

A lso, willkommen«, rief Aurelia, als wir unseren offiziellen Rundgang begannen. Ihre tiefe Stimme klang melodisch und beruhigend. Dante, Lance und ich gerieten in den Sog des Syndikats, das uns immer noch umfing, und wir folgten unserer Chefin am Empfangstisch und der großen Freitreppe vorbei mitten in die Lobby. Inzwischen hatte man uns mit Präsenttüten versorgt, randvoll mit Stiften, Tassen, Notizblöcken, Postkarten, T-Shirts und Süßigkeiten, alles mit dem goldenen LH-Logo des Hotels auf schwarzem Grund. »Heute werden wir besprechen, was hier zu euren Aufgaben zählt, und euch eure Zimmer zeigen. Ihr solltet euch erst einmal ein allgemeines Bild machen und euch ein wenig einrichten.« Sie hielt inne, wandte sich um und blickte uns an. Hinter der offenen Tür zu unserer Rechten entdeckte ich Wände voller Bücher. Davor war eine Leiter an einer goldenen Metallschiene befestigt, die nahe der hohen Decke am Regal entlanglief. Neben einem Kamin und einem smaragdgrünen Sofa stapelten sich auch am Boden die Bücher.

»Es ist schon fast alles für die große Eröffnung bereit, wir müssen aber noch einige Projekte in Angriff nehmen, und dabei sind wir auf euch und das Syndikat angewiesen.« Aurelia wies mit zarter Hand auf die Gruppe. »Ihr werdet einen privilegierten Einblick in die Führung unseres Hauses erhalten. Was wir

von euch erwarten? Alles und jedes. Deshalb haben wir euch ausgewählt – wir wissen, dass ihr zu den Besten und Klügsten gehört. Wir sind stolz darauf, euch hier zu haben und hoffen, ihr seid ebenso stolz, uns hier zur Hand gehen zu dürfen.« Ihre Stimme hatte hypnotische Kräfte, ihr Auf und Ab wirkte auf mich wie ein Wiegenlied. Lucian stand neben ihr und beobachtete uns, die Hände in den Taschen vergraben. Ich schob mir die Ärmel hoch und hoffte nur, ich sah nicht allzu verschwitzt aus. »Wir haben euch Kost und Logis angeboten, weil wir darauf zählen, dass wir euch auch gelegentlich zu ungewöhnlichen Uhrzeiten einsetzen können. Für diese Mühe werdet ihr jedoch angemessen entschädigt. Gut geleistete Arbeit hier kann zu Reichtum und Erfolg in anderen Bereichen führen, wir können euch nämlich viele Türen öffnen.«

Bei diesem letzten Versprechen drückte ich die Schultern durch und stand so hoch aufgerichtet wie nur möglich da. Aurelia hatte jetzt meine ungeteilte Aufmerksamkeit, und das schien sie auch zu wissen. Sie wandte den Blick nicht von mir ab. Ich hatte das Gefühl, dass sie einen Menschen nur anzusehen brauchte, um zu wissen, ob er sie enttäuschen würde oder nicht.

Mit klappernden Absätzen drehte sie sich wieder um und wir hasteten hinter ihr her. »Es gibt da ein paar Dinge, die ihr vielleicht schon wisst, oder auch nicht, die euch aber bewusst sein sollten. Wir haben hier das ursprüngliche Lexington Hotel wieder ins Leben gerufen und versuchen, sein historisches Erbe so weit wie möglich zu respektieren und zu berücksichtigen. Wir beziehen uns oft auf den legendären Gangster Al Capone, der einst hier residiert hat, versuchen aber gleichzeitig, uns als Vertreter eines gewagten, hochmodernen Stils zu etablieren, als Vorreiter in den Bereichen Kunst, Gastronomie und Nachtleben. Wir wollen das Schöne und das Gefährliche zelebrieren, denn danach sehnen sich die Menschen. Somit wer-

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Aimee Agresti**Das Dunkel der Seele**Die Erleuchtete 1  
Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Klappenbroschur, 576 Seiten, 13,5 x 20,6 cm  
ISBN: 978-3-442-47754-8Goldmann

Erscheinungstermin: Mai 2013

Ein altes Luxushotel, ein dunkler Pakt und eine fast unlösbare Aufgabe für die junge Haven Terry

Sie weiß nicht, woher sie kommt oder wer ihre Eltern sind, denn sie wurde einst ohne Erinnerungen am Straßenrand gefunden. Doch nun führt Haven ein behütetes Teenager-Leben, bis sie ein Praktikum im besten Hotel Chicagos antritt. Haven ist tief beeindruckt von der glamourösen Chefin Aurelia und deren atemberaubendem Assistent Lucian. Sie genießt die luxuriöse Atmosphäre ebenso wie Lucians zunehmende Aufmerksamkeiten. Bis sie merkt, dass sich hinter Aurelias schönem Äußeren eine finstere Seele verbirgt und dass ihre Chefin einen grausamen Plan verfolgt. Doch zum Glück steckt auch in Haven mehr, als ihre Widersacherin ahnt ...

 [Der Titel im Katalog](#)